Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 156. Bromberg, den 20. September 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(8. Fortsetzung.)

In unruhigem Schlafe hatte er mit dem Arme das Wasserglas vom Nachttische gefegt.

Jetzt saß er — auf den Ellenbogen gestützt — aufrecht und hellwach im Bett.

Er brauchte lange, bis er die verstörten Gedanken zurückzwang.

Ach so!

Na ja — und das kam davon, daß der heutige Tag all diese begrabenen Geschichten wieder aufgeweckt hatte. Nun im Traume waren sie noch einmal Leben und Wirklichkeit geworden.

Er saß ganz still. Er lauschte in die Nacht hinein, die allerlei seltsame Stimmen und Geräusche hatte, wie man sie in der Stadt nie hört. Zwei Jahre waren sie still gewesen; jetzt aber erwachten sie wiedr und füllten das tiefe geheimnisvolle Schweigen der Dunkelheit und schienen ihm lieb und vertraut.

Ja — wie die Zeit vergeht! Anderthalb Jahr!

Und er entsinnt sich doch noch deutlich, als wär's erst jetzt gewesen: — wie er am nächsten Morgen die Zeitung zur Hand nahm und die wortreichen umständlichen Schilderungen des Brandunglücks las. Die Mittagsblätter aber brachten bereits eine Liste der Toten. Unter ihnen auch... — Fräulein Jutta Herff, Drackestraße 3. Da sank ihm die Hand, die das Zeitungsblatt hielt, kraftlos herab.

Nicht mit einem Gedanken, nicht mit einem Schlage seines Herzens hatte er an sie gedacht; gestern nicht, bis — ja, bis sein Auge an ihrem Namen haften blieb. Und nun war sie tot! Nun hatte sie das Schicksal so vieler geteilt, die nicht mehr dem roten Tode hatten entrinnen können.

Lange saß er damals reglos in seinem Sessel und starrte auf das Zeitungsblatt, das ihm aus der Hand geglitten war und zu seinen Füßen auf dem Teppich lag. Ins Gericht ging er mit sich: hart, unerbittlich, mitleidslos. Ein strenger und gerechter Richter.

Und kam zu einem Freispruch.

Nein — keine Schuld gab es, deren er sich anzuklagen brauchte. Nimmermehr wäre es ihm möglich gewesen, sich bis zu ihr durchzukämpfen. Ein Blick auf die Liste bewies ja; — von allen, die in dem kleinen Speisesaal an Juttas Tisch gesessen, waren nur wenige, unter ihnen dieser Herr von Schreewen, dem Verhängnis entgangen. Fast alle hatten sie sterben müssen — fast alle; auch Jutta Herff.

Nein — keine Schuld gab es, deren er sich anzuklagen brauchte.

Und doch — vielleicht gerade in den Sekunden, als der die Sinne schwanden und als die starb, die ihn doch geliebt hatte mehr als sich selbst . . . vielleicht gerade in den Sekunden arbeitete er, der Hans Torunn, sich für die andere durch Rauch und Flammen und erstickende Rauchschwaden, bahnte sich für die andere mit schier übermenschlichen Kräften den Weg zur Rettung Sie aber flüsterte an seiner Brust den Namen eines anderen . . . Viktor.

Ihr Verlobter! . . . es konnte nicht anders sein. In dieser Stunde grausiger Todesangst klammerte sich ihr verlöschendes Bewußtsein an den Namen des Mannes, dem sie ihr Herz geschenkt, und der ihre Zukunft hätte sein sollen.

Viktor! . . . der Sieger geblieben war selbst an der Schwelle des Todes.

Als Hans Torunn sich ein paar Stunden später erhoben, da hatte er abgeschlossen; da war der blühende Traum verwelkt, den er geträumt.

Und er wußte: — er würde nicht Blumen schicken . . . er würde nicht hinausfahren und seine Karte abgeben . . . er würde ihr nicht gegenüberstehen und ihre Stimme hören und ihr in die Augen sehen . . . er würde nicht einmal nach ihrem Namen forschen . . . —

Was war ein Name?! Schall und Rauch! Klang ohne Sinn! Luft ohne Licht und Sonne . . . wenn sich dahinter das bittere Verzichtenmüssen aufreckt!

Die anderthalb Jahr, die danach noch kamen?

Dr. Hans Torunn ließ sich müde in die Kissen zurücksinken.

Er hatte seine Vorlesungen gehört und hatte gearbeitet. Er hatte im Tiergarten und im Grunewald seine Pferde geritten und war auf Jagd gefahren. Er hatte in Gesellschaften und Theaterereignissen, in Modebädern und auf der Rennbahn seine Zeit vertan. Er hatte sich oft tagelang in der Einsamkeit seiner Wohnung über Büchern vergraben und hatte oft Nächte in der Bar und am Spieltische durchwüstet. Er hatte . . . —

Ach — es war ja so gleichgültig, was er getan, womit er sich betäubt, wie er immer wieder brutal sein Herz in die Knie gezwungen, wenn die Erinnerungen ihn mal heimtückisch anfielen.

Nur manchmal noch kam ihm ein Würgen in die Kehle, krampfte ihm ohnmächtiger Haß die Fäuste zusammen; und immer dann, wenn er irgendwo den Schubertschen „Sehnsuchtswalzer" hörte, den sie auch damals gespielt hatten — damals, als er von Jutta Herffs Tisch gekommen war und wie gebannt mitten im Saale stehen blieb und zu der hinüberstarrte, der sich das matte römische Perlenband um die lichte Stirn schmiegte.

Aber auch das ging vorüber.

Alles geht einmal vorüber, alles wird einmal still. Und aus jedr Stunde, die der Alltag an uns vorübertreibt, stäubt ein feiner Ascheregen auf das Gedächtnis des Herzens; bis er davon ganz zugedeckt ist, daß keine suchende Sehnsucht mehr es finden kann.

Und nun war doch alles umsonst gewesen — all diese vielen Monate voll Kampf und Selbstverleugnung und Selbstbezwingung.

Nun hatte ihn das ewig unlösbare Rätsel des Schicksals doch in dies Haus — gerade in dies Haus hier geführt.

Nun hatte er doch mit ihr gesprochen und hatte sogar ihre Hand in der seinen gehalten und hatte ihr in die Augen gesehen und würde es tun dürfen Tag für Tag; bis . . . —

Ja — was sollte das Ende sein? Wozu überhaupt das alles?

Deshalb also arbeitete der Mensch an sich und trug mühsam Stein zu Stein und baute sich unter Kampf und Entbehrung und Selbstverleugnung mit seinem Herzblute die feste Burg seines Lebens . . . — nur, einzig nur, damit der Sturmwind eines blinden, blöden Ungefähr alles wieder in Trümmer schlug?!

Dr. Hans Torunn hatte die Hände unter den Kopf verschränkt und lag ganz still.

Im Zimmer war jetzt fahlblau verdämmerndes Licht. Der Mond hatte sich aus zerfetzten Wolken durchgearbeitet. Ein nadelfeiner Strahl zitterte über den Fußboden; als er

auf die Scherben des Glases traf, sprühte silbernes Gefunkel auf.

Wie ein Irrlicht war das.

Und wie ein Irrlicht war auch das Leben; lockte den Menschen hierhin und dorthin. Und wenn die müden, wunden Füße schließlich den Dienst versagten, dann erlosch es plötzlich. Und rings war stickiges Dunkel und wegloser Sumpf und toteinsame Verlassenheit.

Hans Torunn dachte an ein Wort, das der Herzog von Laroche-Foucauld in seinen „Reflexions" geschrieben hatte: — „Fürchte dich nicht vor deiner Liebe; sie ist die Flamme der Welt!"

Aber noch ein anderes Wort fiel ihm ein — ein Wort, das einmal Jost von Ryssow gesprochen. Im zerflatternden Frühdämmer, nach einer am Spieltisch durchwüsteten Nacht, waren sie beide den Kurfürstendamm ihren Wohnungen zugeschlendert. Ein bitterkalter Wind fegte über die breite Straße. Und da schlug der ehemalige Ulanen-Fahnenjunker den Biberkragen seines Gehpelzes hoch und murmelte zynisch aus irgendeinem Gedankengange heraus: „Alles Quatsch, Torunn! Glauben Sie daran, was ich alter beschossener Hase Ihnen sage: in der Liebe ist es wie auf dem grünen Rasen! Am Toto des Herzens werden die Sensationsquoten auch immer von den krassesten Außenseitern herausgeholt! Und übrigens sind die Ideale, die man erreicht, bestenfalls dann noch ein bon mot von vorgestern!"

— — Scharf und höhnisch lächelte Hans Torunn in die Nacht hinein ....

„Haben Sie mich nicht gesehen, oder wollen Sie mich nicht sehen?"

Er hatte mit ein paar hastigen Schritten die Straße überquert; er vertrat ihr den Weg und streckte ihr die Hand entgegen.

Sascha Varena sah auf.

„Ich habe Sie nicht gesehen, lieber Ryssow."

Ihre Stimme schleppte. Und jetzt erst bemerkte er, wie leichenblaß sie war.

„Mein Gott — was ist Ihnen? Sie machen den Eindruck, als ob ..."

Sie lächelte; es war ein Lächeln wie gewaltsam unterdrücktes Weinen.

„... als ob mir irgend etwas Furchtbares widerfahren wäre; so meinen Sie doch, nicht wahr?"

„Allerdings. Aber ich weiß nicht ..."

Sie gingen langsam weiter, Seite an Seite. Um sie brandete das nachmittägliche Leben der Tauentzienstraße. Die Türme der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche reckten sich gegen den blauen, sonnigen Vorfrühlingshimmel.

Jost von Ryssow musterte seine Begleiterin mit forschendem Blick. Er wartete, daß sie von selbst sprechen würde. Sie aber schwieg; sie hielt den Kopf gesenkt; sie hatte etwas Nachtwandlerisches; wie ein Mensch, der unbewußt in dumpfen Wachträumen seinen Weg geht und sein Ziel nicht kennt.

Da versetzte er endlich halblaut:

„Liebe Sascha, Sie mögen der Ansicht sein, daß mich Ihre persönlichen Angelegenheiten nichts angehen. Ich aber vertrete einen anderen Standpunkt. Ich brauche Ihnen nicht zum soundsovielten Male zu versichern, daß ich Ihnen von jeher das ehrlichste Interesse entgegengebracht habe. Um so mehr heute, wo ich sehe, daß irgend ein Druck auf Ihnen lastet. Wollen Sie nicht davon zu mir sprechen? Vielleicht kann ich Ihnen helfen?"

Sie strich mit fahriger Handbewegung eine Locke zurück, die sich unter dem Hute hervordrängte. Die Stimme unverändert in ihrer müden, gebrochenen Monotonie:

„Jost von Ryssow, Sie sind — wenigstens mir gegenüber — ein guter Kerl. Aber auch Sie können mir nicht helfen. Keiner kann das mehr."

Er hob die Hand.

„So wird das im Leben nichts! Vor allen Dingen haben Sie irgend etwas im Augenblick vor, wovon Sie meine Anwesenheit zurückhält?" ... und als sie müde den Kopf schüttelte ... „Also dann nehme ich Ihre nächste halbe Stunde für mich in Anspruch. Ich denke gar nicht daran, Sie so wieder fortzulassen. Ich muß wissen, was geschehen ist."

Er blieb stehen und überlegte eine Sekunde.

„Wo werden wir um diese Nachmittagsstunde am wenigsten gestört? Schilling, Willys, Romanisches Café und ähnliche Lokale sind jetzt alle bis auf den letzten Platz besetzt und kommen nicht in Frage. Halt — wir gehen in den Zoologischen Garten. Oben im großen Saale finden wir sicher eine ungestörte Ecke, wo wir sprechen können. Lassen Sie es bis dahin ..."

Sie folgte ihm fast willenlos; sie unterlag der herrischen Ruhe seiner Anordnungen. Und sie schwiegen beide tatsächlich, bis sie eine menschenleere Ecke gefunden hatten.

Und dann griff der Herr von Ryssow nach den beiden kleinen, von lichtem Glacé umspannten Frauenhänden, beugte sich hinüber, dämpfte die Stimme und sagte verhalten, aber entschlossen:

„Nun weiter keine Umschweife, Sascha! Heraus mit der Sprache: was ist geschehen?"

Da schlug sie die Augen zu ihm auf; es war eine Verzweiflung in ihnen; wie gehetzte Ruhelosigkeit.

Und die Stimme, als hinge an jedem Wort eine Zentnerlast.

„Sie entsinnen sich, Ryssow, daß ich mein Neuyorker Gastspiel vorzeitig abbrechen mußte, weil eines Abends während der Vorstellung im Renaissance-Theater ein Brand ausbrach, ein Brand, der das ganze Bühnenhaus in Asche legte. Sie entsinnen sich auch, daß es an jenem Abend eine ganze Anzahl von Toten gab. Ich fuhr mit dem nächsten Dampfer nach Europa zurück, trotzdem man mich für eine Gastspielreise durch die Vereinigten Staaten zu gewinnen suchte. Es war seltsam; als jener Brand ausbrach, erschrak ich in unerklärlicher, fast hysterischer Weise; und diesen Schreck wurde ich seitdem nicht mehr los. Oft des Nachts träumte ich davon; oft bekam ich ganz sonderbare Angstzustände. Ich legte ihnen keine Bedeutung bei; ich hoffte, sie würden sich mit der Zeit verlieren."

Sascha fuhr fort: „Kurz nachdem wir beide uns hier in Berlin so unvermutet wieder getroffen hatten, beabsichtigte ich, bei einem Repetitor meine Gesangs- und Übungsstunden wieder aufzunehmen, um mich für die nächste Spielzeit vorzubereiten, für die man mir einen sehr günstigen Wiener Vertrag vorgelegt hat. Stellen Sie sich mein Entsetzen vor, als die erste Stunde das Ergebnis zeigt, daß meine Stimme auf das schwerste gelitten hat. Es war überhaupt nicht mehr meine Stimme; nichts mehr von dem Glanz, von der Biegsamkeit, von dem Schmelz, von der Höhe, die Sie und andere so oft entzückt hat; es war ein müdes, verbrauchtes Organ. Ich suchte es mit einer vorübergehenden Verstimmtheit zu erklären; ich wartete eine Zeit, ehe ich wieder einen Versuch unternahm — abermals das gleiche Ergebnis. Da entschloß ich mich, zu einem ersten Facharzt zu gehen. Eben komme ich von dort."

Er hörte ihr in erregter Spannung zu; er hielt noch immer ihre Hände in den seinen; er fragte, kaum, daß sie zu Ende gesprochen:

„Und?"

Da würgte sich ein trockenes Aufschluchzen in ihrer Kehle hoch.

„Ich habe keine Stimme mehr, Jost von Ryssow. Ich habe sie damals verloren, als ich mich bei dem Brande so entsetzte. Ich werde nie mehr singen können; ich werde nie mehr auf der Bühne stehen. Meine Laufbahn ist abgeschlossen."

„Sascha — das ist Wahnsinn!"

„Es ist Tatsache!"

„Das wird sich alles geben. Passen Sie auf — nach einigen Monaten haben Sie Ihre Stimme wieder."

„Ich werde sie nie wieder bekommen. Nach dem Gutachten des Sachverständigen ist jede Hoffnung aussichtslos. Und ich brauche dies Gutachten nicht einmal — ich weiß das alles jetzt von selbst. Ich mache mir keine Hoffnungen mehr; täusche mich nicht selbst. Meine Laufbahn ist zu Ende."

Und nach einem Schweigen, das dem Herrn von Ryssow eine Ewigkeit erschien:

„Sind Sie mir noch immer böse, daß ich Sie vorhin nicht gesehen habe?"

Statt jeder Antwort hatte er nur eine einzige Frage:

„Und was soll nun werden?"

Darauf gab sie keine Antwort. Sie starrte an ihm vorüber.

Er hatte ihre Hand freigegeben. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück. Er saß ganz still. Nur in dem ehernen, harten Rennreitergesicht, darin das Einglas wie eingehämmert saß, zuckte und arbeitete es.

Schließlich begann er wieder zu sprechen.

„Sascha — ich komme Ihnen nicht mit landläufigem Mitleid. Ich — gerade ich, weiß auch, was Sie verloren haben; denn gerade ich konnte abschätzen, welche Zukunft noch vor Ihnen lag. Was Sie jetzt getroffen hat, ist ein Schicksalsschlag; nicht mehr und nicht weniger. Und niemand dürfte es Ihnen verargen, wenn Sie unter diesem Schlage zusammenbrächen. Das aber dürfen Sie nicht; das tun Sie auch nicht; dazu sind Sie ein viel zu tapferer aufrechter Mensch. Sie sind jung; Sie sind schön; Sie haben auch trotz des Verlustes Ihrer Stimme in sich alle Voraussetzungen, in der Welt eine Rolle zu spielen; eine blendende Rolle sogar. Und Sie sind viel zu klug und viel zu welterfahren, um all solche Gewißheiten für nichts zu achten."

Sascha fand keine Antwort darauf. Sie hob kaum den Blick zu ihm. Ihre Augen blieben verschleiert.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Brücks Heimkehr zu Gott.

Skizze aus unseren Tagen von Franz Lüdtke.

Wilhelm Brück war in der harten Zeit hart, doch in der guten nicht gut geworden. Er umspann und umspannte die Gegenwart wie seine Felder, voll klugen Denkens und schärfsten Wollens. Sein Auge besaß einen metallischen Glanz; es sah durch.

Sah durch — auch durch Wilhelm Brücks eigenes Ich, und sah da einen Bruch. Sah ihn und mochte ihn nicht sehen und sah doch.

Ja, der Bauer Wilhelm Brück war Herr geworden mit der Zeit. Mit der guten wie mit der harten. Es war ihm manches zugefallen im Dorf; er hatte die wunderlichen Jahre genützt. Auch durch den Sinn des Geldes hatte er gesehen: es konnte heut viel bedeuten und morgen nichts. Aber die anderen hingen noch zäh an Mark und Taler. Sie sparten die Tausender und Zehntausender und dünkten sich behäbige Leute; doch er kaufte ihr Land. Er kaufte den Christian Wollmann auf und die alte Haberland, Heinrichs Anwesen und den stolzen Fritz Schreiber, der sich immer einen Gutsbesitzer genannt. So rundete er seine Habe auf schöne achthundert Morgen, indes die andern langsam oder schnell zum Teufel fuhren. Heinrich war gestorben, Wollmann in den See gegangen; der Schreiber hatte sich ins Zuchthaus spekuliert, die Haberlandsche saß im Armenhaus. Wilhelm Brück hatte dies alles nicht gewollt; bei Gott, nicht gewollt. Es war so gekommen, mit der bösen und mit der guten Zeit. Sie wollten ja verkaufen, wollten sein Geld, das er reichlich bot. Daß es hinterher nichts wert war, konnte er dafür? Er war nur klug, klug wie andere Kluge. Hieß das ein Schuld?

Zuletzt erwarb er den Hollburgschen Wald: altadeligen Forst, ein paar tausend Morgen stolzen Kiefernwuchses! Nun rauschte der breite Ostlandstrom durch den Herrenbesitz des Bauern Wilhelm Brück.

Nur — dessen Auge sah den Bruch im eigenen Ich. Sah unter Härte und Klugheit ein Stückchen Kinderseele, das verkümmert nach Freiheit, Unschuld, Gott schrie, das nicht schlafen gehen, nicht sterben wollte: Menschentum, das sich aufwarf gegen falsches Herrentum, das sein göttliches Heimatrecht nicht verleugnen wollte . . . während Wilhelm Brück den Heiland dreimal an jedem Tag verriet.

Der Waldkauf hatte mehr als sein Vermögen gefordert. Aber es mußte zugegriffen werden von heute auf morgen, sonst kamen die aus der Hauptstadt, die noch Klügeren. Es mußte zugriffen werden, damit Wilhelm Brück wirklich Herr würde. Er nahm Geld auf. Wie sehen Schulden aus? fragte er früher wohl. Wie Schuld aussah, hatte er nie gefragt. Nur das Stückchen Seele spielte in müßigen Stunden mit dem schlimmen Wort. Aber Schulden, die hatte er nun; und das Geld entwertete nicht mehr; es blieb fest.

Da kam über den Herrn Wilhelm Brück manchmal etwas wie Angst, und er begann, am Pfennig zu sparen. Als zu solcher Stunde die Haberlandsche, die Armenhäuslerin, um neue Füllung für den muffigen Strohsack bat, polterte er sie an: „Das könnt Ihr ja nicht bezahlen!" Und die Halmernte vom Vorjahr war so reich gewesen; wie hatte Gott das Land gesegnet!

Am Sonntag darauf predigte der Pfarrer über ein seltsames Jesuwort: „Und wer diese meine Rede höret und tut sie nicht, der ist einem törichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute. Da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewässer und weheten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und tat einen großen Fall."

Wilhelm Brück, der Mensch, zitterte bis in das letzte Winkelchen seiner Seele; doch Wilhelm Brück, der Herr, wußte nichts von Furcht: er hatte seinen Wald, und der Wald war gut. Gegen seinen Wald kam kein Gott und kein Pfarrer auf.

Als er am Nachmittag durch den Forst ritt, sah er von Osten her, aus den staatlichen Waldungen, häßliche Schmetterlinge flattern, wie kleine graue Eulen; die fielen in seine Kiefern. Er achtete ihrer nicht. Doch als er den Strom rauschen hörte und immer neue Schwärme flogen, dachte der Mensch Wilhelm Brück: „Sie sehen wie Totenvögel aus." Das seltsame Jesuswort schrie in seiner Seele; aber Wilhelm Brück, der Herr, lachte. Und das Lachen war lauter als der Schrei in seiner Seele. —

Der Frühling ging zu Ende, der Sommer zog ein und wieder vorüber. Doch als der Herbst kam, war Wilhelm Brück ein Mann, der den Kampf mit dem Schicksal aufnehmen mußte. Sein Wald war tot, die Forleule hatte ihn erdrosselt. In stummer Klage reckte sich das kahle Geäst trostlos gegen den Himmel.

Ja, der Wald des Ostens war tot. Kein Platzregen war gefallen, keine Winde hatten gegen das Haus des Wilhelm Brück geweht; und doch tat es einen großen Fall. Er war bitterarm geworden.

Aber noch immer hieß er ein Herr. So leicht gab er sein Herrentum nicht dahin. Er wollte den Forst schlagen lassen, retten, was zu retten war. Doch es lohnte nicht. Überall schlug man die Wälder; aber niemand kaufte das kranke Holz: es brachte nicht mehr den Lohn für die Holzfäller ein. Da stieß Brück, sich zu halten, die Hälfte seines Besitzes ab.

Die Winternächte wurden lang und ohne Schlaf. Was Schulden waren, wußte Wilhelm Brück; was Schuld war, wußte er auch. Das Jesuswort brauste wie Sturmwind in seinem Ohr. Einmal nahm er das Buch und las die Stelle; und las, daß sich das Volk über solche Lehre entsetzte. Da entsetzte er sich auch und schlug die alte Bibel zu.

Der Winter ging, doch die Not ging nicht. Der Frühling brach ins Land, doch er brachte dem Kämpfenden keine Freiheit. Sein Haar war grau geworden. Er lachte nicht mehr, wenn nachts seine Seele nach Unschuld und Gott schrie. Nur manchmal, er wunderte sich dessen, lächelte er — wie früher als Mensch, wie noch früher als Kind. Dann fühlte er sich geborgen, irgendwie. Dann spürte er die hämischen Gesichter der Leute nicht, nicht ihre Finger, die hinter ihm zeigten. Doch die Tage schmerzten, die hellen Tage! Und der Herrenstolz! Und das begrabene Hoffen.

Zuweilen noch flackerte es empor. Vielleicht begrünten sich die Kiefern wieder! Vielleicht kam dieses Jahr die Eule nicht! Hier und da zeigten sich junge Nadeln spärlich, aber doch Zeugen eines Lebens, das nicht völlig erstorben war. Ja, die Hoffnung flackerte. Die Wünsche flackerten. Aber das Lachen hatte Wilhelm Brück verlernt. Es klang so totentönig — nein, er fürchtete sich vor seinem eigenen Lachen.

Und eines Abends flatterte durch seine Kiefern die Eule . . .

In dieser Nacht sah Wilhelm Brück die Zukunft: entweder verkaufte er sein Herrentum und zog in die väterliche Kate zurück, um wieder zu ackern und zu rackern wie einstmals als Knecht; oder er ging die Straße, die Christian Wollmann gegangen war, in den See. Dies schien ihm der einfachste und klarste Weg; mochte dann werden, was wollte.

Als es Morgen und hell wurde, machte er sich bereit. Doch eins mußte er noch tun: die Stelle suchen, aus der das Jesuswort schrie, daß seine Seele ruhelos geworden war; die Stelle suchen, da er entsetzt das Buch zugeschlagen hatte. Heut würde er sich nicht mehr entsetzen; es war zwecklos geworden.

So las er die Bergpredigt.

So las er, mit Augen, die sich weiteten, mit hungriger Seele, die sich sättigen durfte, mit schmachvollem Herzen, das aller Angst vergaß.

Es war voller Tag; er aber las und las. Die Augen verloren den metallischen Glanz, es quoll ein ungewohntes Naß aus ihren Lidern.

„. . . Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes . . ."

Während er las, schwang sich seine befreite Seele aus falschem Herrentum zu wahrhaftem Menschsein empor. Ja, empor; sie sank nicht, sie stieg. Er blickte auf ein kleines Häuschen, aber in ein lächelndes Gesicht. Er sah das Mütterchen, die Haberlandsche, aus der Altenkate ins Bauernhäuschen ziehen, zu ihm auf den Altenteil, und er selbst schüttete ihr das duftende Stroh.

„Darum," so las er zuletzt, „wer diese meine Rede höret und tut sie, den vergleiche ich mit einem klugen Manne, der sein Haus auf einem Felsen baute. Da nun ein Platzregen fiel und ein Gewässer kam und wehten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht: denn es war auf einen Felsen gegründet."

Da schloß er das Buch; er las nicht weiter. Vom Kirchlein her klang die Glocke, Leben, Leben!

Wie groß ist ein Atom?

Die menschlichen Sinne versagen allzubald, wenn es sich darum handelt, die größten und kleinsten Dinge sich vorzustellen, aus denen die Erscheinungswelt besteht. Man muß zu Vergleichen greifen, und wo auch sie versagen, da muß die Phantasie als letztes Hilfsmittel herangezogen werden. Sie gibt zwar kein genaues Bild, aber sie rückt doch das unendlich Große und das unendlich Kleine so in die Nähe, daß es scheinbar zu begreifen und zu erfassen ist. Wenn wir lesen, daß ein Wasserstoffatom ungefähr einen Durchmesser von einem zehnmillionstel Millimeter hat, so sagt uns diese Angabe so gut wie nichts, denn schon bei dem hundertsten Teile eines Millimeters versagt unser Vorstellungsvermögen, vielleicht auch schon eher. Auch wenn wir uns zehn Millionen solcher Wasserstoffatome auf einem Fadenstück von nur einem Millimeter Länge wie Perlen aufgereiht denken, gewinnen wir nicht viel; aber die Sache erscheint doch schon etwas anschaulicher. Nehmen wir Raum-

oder Gewichtsverhältnisse zu Hilfe, so wird es mit unserm Vorstellungsvermögen eher schlimmer als besser. Ein Gramm Wasser füllt etwa einen Kinderfingerhut; in ein solches Fingerhütchen müßten wir, um ein Gramm Wasserstoff zu erhalten, etwa 600 000 Trillionen seiner Atome hineinpressen. Nun sind wir ja aus dem Schreckensjahr 1923 an das Rechnen mit Riesenzahlen noch einigermaßen gewöhnt, aber eine Zahl 6 mit 23 Nullen uns vorzustellen, dazu reicht unsere Phantasie doch nicht aus. Einen anderen Weg, die Kleinheit der Atome vorstellbar zu machen, schlägt der norwegische Mathematiker und Astronom Karl Störmer in seinem feinen Buche „Aus den Tiefen des Weltenraums bis ins Innere der Atome" ein, das soeben in einer deutschen Übersetzung (Leipzig, Brockhaus) erscheint. Dieser Weg führt in umgekehrter Richtung, nicht vom Großen zum Kleinen und Kleinsten, sondern läßt letzteres in der Phantasie wachsen, bis es „greifbar" erscheint, d. h. in seiner Winzigkeit begriffen werden kann. Nehmen wir zunächst an, daß wir mit allem um uns plötzlich hundertmal größer würden. Die Menschen würden dann bis zur Hälfte des Eiffelturms reichen, und unsere Tertianer könnten dann den Turmknauf auf jedem der beiden Kölner Domtürme etwa so betrachten, wie wir das mit einem Stecknadelkopf tun. Eine Wespe würde viel größer sein als die, mit denen Gulliver auf seiner Reise kämpfen mußte; sie wären schreckliche Ungetüme von der Größe eines Ochsen, und ein Menschenhaar wäre ein fast fingerdicker Strick. Nun soll das alles nochmal hundertmal größer werden. Wir selbst wären dann etwa 17 Kilometer hoch, die Wespe gar mehrere hundert Meter lang, die Bakterien im Trinkwasser würden als zarte Pilzformen sichtbar und hätten die Länge des Nagels am kleinen Finger. Aber von den Atomen ist noch nichts zu sehen. Noch eine weitere hundertfache Vergrößerung ist nötig, im ganzen eine einmillionenfache, bei der das einzelne Menschenhaar hundert Meter dick und ein Bazillus einen Meter lang ist; da erscheinen die Atome so groß wie das Pünktchen hier über dem i. Wollten wir die Atome aber deutlicher sehen, so müßte vielleicht nochmals alles um uns herum sich hundertmal vergrößern; dann wäre ein Menschenhaar zehn Kilometer dick, und die Bakterien wären gewaltige Wesen von hundert Meter Länge. Ein Wasserstoffatom könnte aber jemand, der nicht an dieser hundertmillionenfachen Vergrößerung teilgenommen hätte, gerade bequem in die Hand nehmen, denn es wäre ein Kügelchen etwa von der Größe einer gequollenen Erbse.

Auf der Tintenfischjagd.

Der Tintenfisch oder Polyp, von den Italienern „Pulpo" genannt, galt schon im Altertum bei den Römern als ein Leckerbissen und wird auch heute noch in der italienischen Küche sehr hoch geschätzt. Da diese vielarmigen Tiere aber sehr beweglich sind und durch das Ausspritzen ihres Tintenbeutels sich ihren Verfolgern entziehen oder durch das Farbenspiel ihrer Haut unkenntlich machen, ist der Fang außerordentlich schwierig. Man hat daher in Italien eigenartige Methoden des Fanges ausgebildet, die Dr. Alexander Sokolowsky in „Reclams Universum" anschaulich schildert.

In der alten Römerstadt Tarent, dem heutigen Taranto, wird der Tintenfischfang von einem großen Teil der Bevölkerung betrieben. Die Fischer wagen sich auf ihren kleinen und flachen Ruderbooten weit ins Meer hinaus, aber nur bei ruhiger See. Daneben wird der Fang unmittelbar an der Küste betrieben; man legt reusenartige Körbe ins Meer und holte sie nach einiger Zeit wieder heraus. Doch ist der Erfolg meist gering. Mühsamer ist die Jagd auf den Tintenfisch im offenen Meer; sie erfolgt am besten bei Nacht, da der „Pulpo" tagsüber sich in den Spalten der Felsküste verbirgt. Im stillen Mondesschein fliegt das Boot mit kaum hörbaren Ruderschlägen dahin; vorn befindet sich eine Azetylenlampe, die mit einem Scheinwerfer ihr Licht auf die Wasserfläche wirft. Außer dem Ruderer befindet sich auf dem Boot der Fischer, der neben der Lampe kauert und beobachtend in die Fluten schaut. Er hält in der linken Hand einen Stab, der an seiner Spitze mit einer weißen Muschel versehen ist, während die rechte eine mit 5—7 Spitzen ausgestattete eiserne Gabel umschließt. Sobald der Fischer einen Tintenfisch erspäht, hält er ihm die weißblinkende Muschel im Wasser entgegen. Der raubgierige Polyp stürzt sich, wenn er nicht durch unvorsichtiges Gebaren des Fischers verscheucht wird, auf die vermeintliche Beute und wird im selben Augenblick von dessen Fanggabel durchbohrt. Mit blitzartiger Schnelle winden sich die mit Saugnäpfen versehenen Arme des verwundeten Tieres um die Gabel, und der Polyp sucht sich mit größter Anstrengung zu befreien. Doch der Fischer kennt seine Gewohnheiten und Listen. Schnell hat er den aufgespießten Polypen aus dem Wasser gezogen und löst mit allen Kräften die fest am Gabel und Stiel haftenden Arme des Tieres. Der Tintenfisch hat ein sehr zähes Leben und lebt trotz schwerer Verwundungen noch weiter. Auch darf man mit den Fingern seinem Munde nicht zu nahe kommen, da die papageischnabelartigen Kiefern empfindlich verletzen.

„Ein eigenartiges, ich möchte beinahe sagen grausames Schauspiel ist es", schreibt der Verfasser, „einem solchen Fange beizuwohnen und das gespießte und gequälte Tier zu beobachten. Mit staunenerregender Geschicklichkeit bewegen sich die langen Arme, der ganze Polyp ist in äußerster Erregung. Dabei ziehen unaufhörlich Farbwellen über den Körper, und die Augen lassen seine Wut und Aufregung erkennen."

Bunte Chronik

* **Arbeitsteilung bei der Claque.** Anekdoten aus der Welt der Pariser Claque, die im Auftrage der Parteien, von denen sie bezahlt werden, bei der Premiere eines Stückes für oder gegen die Neuheit Stimmung zu machen sucht, weiß die Pariser Theaterzeitung „Comoedia" zu erzählen. Am Ende des zweiten Aktes eines zum erstenmal aufgeführten Lustspiels fiel den Zuschauern ein Herr auf, der abwechselnd applaudierte und zischte. Über sein sonderbares, unparteiliches Benehmen befragt, erklärte er seelenruhig: „Ich bin allerdings dafür bezahlt, zu zischen. Da mir aber das Stück gefällt, glaube ich, daneben meinem persönlichen Geschmack durch Beifallskundgebung Ausdruck geben zu dürfen." Kurz darauf ging im selben Theater ein neues Stück in Szene, das die Geister heftig aufeinanderprallen ließ. Zwei Herren in einer Loge schienen besonders erregt. Der eine pfiff wie eine Lokomotive, während der andere nicht minder Beifall klatschte. Plötzlich wandte sich der erste an seinen Nachbar mit den höflichen Worten: „Ich sehe, wir beide arbeiten nicht für dieselbe Partei. Wenn Sie sich aber weiter so stürmisch ins Zeug legen, so werden Sie sich die Hände wundschlagen. Wenn es Ihnen recht ist, kann ich ja eine Weile für Sie klatschen, während Sie mich als Zischer ablösen." Worauf der andere nicht minder höflich erwiderte: „Es würde mir ein besonderes Vergnügen machen, Ihnen gefällig zu sein. Leider habe ich aber wegen meines Asthmas darauf verzichten müssen, mich als Zischer zu betätigen und habe mich deshalb genötigt gesehen, zur Partei der Klatscher überzugehen."

Lustige Rundschau

* **Der schlaue Bauer.** Ein pommerscher Rittergutsbesitzer erfuhr durch gute Freunde, daß ein Bauer seines Dorfes Hasen mit der Schlinge fange, um sie in der benachbarten Stadt zu verkaufen. Der Rittergutsbesitzer gab dem Landjäger den Auftrag, dem Bäuerlein etwas auf die Finger zu sehen. Eines Tages erwischte der Gendarm auch glücklich den Wilddieb, als dieser gerade im Begriff war, einen Hasen auf seinem Felde aus der Schlinge zu nehmen. „Was macht Ihr denn da?" — „Das sollen Sie gleich sehen, Herr Gendarm!" Der Bauer befreit den Hasen in aller Ruhe vollends, stößt ihn einige Male auf die Erde, zieht ihm mit seinem Stock ein paar übers Kreuz und spricht: „Nun lauf, daß du fortkommst!" Der Hase kratzt ganz entsetzlich aus. „Sehen Sie, Herr Gendarm, so muß ich's mit dem Viehzeug machen, sonst fressen sie mir den ganzen Krautacker ab."

*

* **Der gelehrige Elefant.** Ein Zirkusbesitzer pries einem jungen Mann die Gelehrsamkeit seines Elefanten. „Wenn man ihm sagt, ein Geldstück oben auf den Schrank zu legen, so tut er es. Versuchen Sie es einmal." — Der junge Mann gab dem Tier ein Goldstück und sah interessiert zu, wie er das Geld hoch in eine Büchse steckte. Er bewunderte die Klugheit des Elefanten, verlangte dann aber sein Geld zurück. — „Bedaure", antwortete ihm der Zirkusmann, „das Kunststück hat er nicht gelernt."

*

* **Unangenehm.** A.: „Ist Deine Braut wirklich so schwerhörig?" — B.: „Leider. Wie ich ihr meine Liebe erklärte, hab' ich so schreien müssen, daß mir gleich die ganze Nachbarschaft gratuliert hat."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.